

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Das böse Mädchen

Roman. Geschenkausgabe
Aus dem Spanischen von Elke Wehr

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4817
978-3-518-46817-3

suhrkamp
pocket

Sie scheinen auf fatale Weise füreinander bestimmt: ein Mann, der nichts anderes wünscht als in Paris zu leben und große russische Literatur zu übersetzen; eine Frau, der stilles Glück ein Gräuel ist und die sein Leben immer wieder durcheinanderwirft.

Mario Vargas Llosa erzählt die Geschichte einer erotischen Obsession, einer leidenschaftlichen Beziehung, in der Glück und Unglück untrennbar miteinander verbunden sind.

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 im peruanischen Arequipa, lebt heute in Madrid. Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt er 2010 den Nobelpreis für Literatur. Sein schriftstellerisches Werk erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag.

Mario Vargas Llosa
Das böse Mädchen

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4817
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Kösel, Altusried
Umschlagfoto: Howard Schatz.
Aus: Passion & Line c/o Marion Enste-Jaspers
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, nach Entwürfen
von Regina Göllner und Hermann Michels
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46817-3

Das böse Mädchen

*Für X,
zur Erinnerung an die heroischen Zeiten*

I

Die kleinen Chileninnen

Was für ein grandioser Sommer! Pérez Prado kam mit seinem Zwölf-Mann-Orchester und animierte die Faschingsbälle im Terrazas-Klub in Miraflores und im Lawn-Tennis-Klub von Lima, in der Stierkampfarena wurde ein landesweiter Mambo-Wettbewerb veranstaltet, der trotz der Drohung des Erzbischofs von Lima, Kardinal Juan Gualberto Guevara, sämtliche teilnehmenden Paare zu exkommunizieren, ein großer Erfolg wurde, und meine Clique, das Fröhliche Viertel der Straßen Diego Ferré, Juan Fanning und Colón in Miraflores, trug mit ihrem Gegenpart aus der Calle San Martín olympische Wettkämpfe in Straßenfußball, Radrennen, Leichtathletik und Schwimmen aus, die wir natürlich gewannen.

In jenem Sommer 1950 geschahen außergewöhnliche Dinge. Hinkefuß Lañas erklärte sich zum ersten Mal einem Mädchen – der rothaarigen Seminauel –, und diese sagte zum Erstaunen von ganz Miraflores ja. Hinkefuß vergaß sein Hinken und ging fortan wie ein Charles Atlas mit stolz geschwellter Brust durch die Straßen. Tico Tiravante brach mit Ilse und erklärte sich Laurita, Víctor Ojeda erklärte sich Ilse und

brach mit Inge, Juan Barreto erklärte sich Inge und brach mit Ilse. Es kam zu einer so großen Umschichtung der Gefühle im Viertel, daß wir wie benommen waren, Liebesbände lösten sich auf und wurden neu geknüpft, und wenn die Samstagsfeten zu Ende waren, fanden sich nicht immer dieselben Paare zusammen, die gekommen waren. »Was für lockere Sitten!« empörte sich meine Tante Alberta, bei der ich seit dem Tod meiner Eltern lebte.

Am Badestrand von Miraflores brachen sich die Wellen zweimal, das erste Mal in der Ferne, zweihundert Meter vom Ufer entfernt, und bis dorthin schwammen wir Mutigen hinaus, um sie zu reiten, und ließen uns an die hundert Meter mitreißen, bis an die Stelle, wo die Wellen ausliefen, nur um sich erneut zu prächtigen Bergen aufzutürmen und sich abermals zu brechen, in einem zweiten Überschlag, der uns Wellenreiter bis zu den Kieseln des Strandes trug.

In jenem außergewöhnlichen Sommer wurden auf den Feten keine Walzer, Corridos, Blues, Boleros und Huarachas mehr getanzt, denn der Mambo fegte sie alle hinweg. Der Mambo, eine Lawine, die sämtliche Paare erfaßte und alle, egal ob Kinder, Jugendliche oder Erwachsene, dazu brachte, auf den Parties im Viertel die Hüften zu schwingen, zu hüpfen, zu springen und wilde Figuren zu tanzen. Und sicher geschah das auch außerhalb von Miraflores, was soviel

hieß wie jenseits der Welt und des Lebens überhaupt, in Lince, Brea, Chorrillos oder in noch exotischeren Vierteln wie La Victoria, dem Zentrum von Lima, Rmac und El Porvenir, die wir, die Bewohner von Miraflores, niemals betreten hatten oder jemals betreten zu müssen glaubten.

Und so wie wir von den Walzern und den Huarachas, den Sambas und den Polkas zum Mambo übergegangen waren, gingen wir auch von den Rollschuhen und Rollern zum Fahrrad über und manche, Tato Monje und Tony Espejo zum Beispiel, zum Motorrad und einer oder zwei sogar zum Auto, wie Luchn, die Bohnenstange der Clique, der seinem Vater zuweilen das Chevrolet-Kabriolett stibitzte und mit uns eine Runde über die Uferstraen drehte, vom Terrazas-Klub bis zur Quebrada de Armendriz, mit hundert Sachen in der Stunde.

Doch das bemerkenswerteste Ereignis jenes Sommers war die Ankunft zweier Schwestern, die aus Chile, ihrer fernen Heimat, nach Miraflores gekommen waren und mit ihrer aufsehenerregenden Erscheinung und unverwechselbaren, schnellen Redeweise, bei der sie die Endsilben der Wrter verschluckten und die Sätze mit einem gehauchten Ausruf beendeten, der wie »pff« klang, uns Jungen aus Miraflores, die wir gerade die kurzen gegen die langen Hosen eingetauscht hatten, gehörig den Kopf verdrehten. Und mir am allermeisten.

Die jüngere schien die ältere zu sein und umgekehrt. Die ältere hieß Lily und war etwas kleiner als Lucy, der sie ein Jahr voraus war. Lily mochte vierzehn oder höchstens fünfzehn sein und Lucy dreizehn oder vierzehn. Das Adjektiv »aufsehenerregend« schien wie gemacht für sie beide, aber Lucy, auf die es durchaus zutraf, war es weniger als ihre Schwester, nicht nur, weil ihr Haar weniger blond und kürzer war und sie sich weniger gewagt anzog als Lily, sondern auch, weil sie schweigsamer war und beim Tanzen, obwohl sie ebenfalls Figuren konnte und einen kühnen Hüftschwung hatte, wie ihn kein Mädchen aus Miraflores wagte, fast gehemmt und unscheinbar wirkte im Vergleich zu diesem Kreisel, dieser flackernden Flamme, diesem Irrlicht, in das Lily sich verwandelte, wenn mit dem Aufsetzen der Nadel auf dem Plattenteller der Mambo explodierte und wir zu tanzen begannen.

Lily tanzte sinnlich, rhythmisch und mit großer Anmut, dabei lächelte sie und trällerte den Text des Liedes mit, reckte die Arme hoch, entblößte die Knie und bewegte Hüften und Schultern in einer Weise, als würde ihr kleiner, von Rock und Bluse so durchtrieben kurvenreich modellierter Körper unter Hochspannung stehen, vibrieren und von den Füßen bis in die Haarspitzen am Tanz beteiligt sein. Wer Mambo mit ihr tanzte, dem erging es immer schlecht, denn wie konnte man ihr folgen, ohne sich im teufl-

schen Wirbel dieser hüpfenden Beine und Füße zu verfangen? Unmöglich! Man hinkte von Anfang an hinterher und wußte dabei genau, daß die Augen sämtlicher Paare auf Lilys Mambo-Künste gerichtet waren. »Dieses Mädchen!« wettete meine Tante Alberta, »sie tanzt wie eine Tongolele, wie eine Rumbatänzerin in einem mexikanischen Film. Na ja, wir dürfen nicht vergessen, daß sie Chilenin ist«, antwortete sie sich selbst, »Tugend ist nicht gerade die Stärke der Frauen dieses Landes.«

Ich verliebte mich wie ein Mondkalb in Lily, was die romantischste Form des Verliebtseins ist – man sagte auch: sich total verknallen –, und erklärte mich ihr dreimal in jenem unvergeßlichen Sommer. Das erste Mal auf dem oberen Rang im Ricardo Palma, dem Kino, das sich im Parque Central in Miraflores befand, bei der sonntäglichen Nachmittagsvorstellung, und sie gab mir einen Korb, sie sei noch zu jung, um einen Freund zu haben. Das zweite Mal auf der Rollschuhbahn, die in ebenjenem Sommer am Fuß des Parque Salazar eröffnet wurde, und sie gab mir einen Korb, sie müsse es sich überlegen, gefallen würde ich ihr schon ein bißchen, aber ihre Eltern hätten sie gebeten, vor dem Abschluß der vierten Klasse keinen Freund zu haben, und sie sei erst in der dritten. Und das letzte Mal wenige Tage vor dem großen Schlamassel, im Cream Rica in der Avenida Larco, während wir einen Vanille-Milchshake

tranken, und natürlich sagte sie wieder nein, warum sollte sie ja sagen, wenn wir so, wie die Dinge lagen, längst wie ein Liebespaar wirkten. Taten sie uns bei Marta nicht immer als Paar zusammen, wenn wir das Wahrheitsspiel spielten? Saßen wir nicht am Strand von Miraflores nebeneinander? Tanzte sie mit mir nicht mehr als mit jedem anderen auf den Feten? Warum sollte sie mir also formell ja sagen, wenn ganz Miraflores uns schon für ein Pärchen hielt? Mit ihrer Mannequin-Figur, ihren dunklen, schalkhaften Augen und ihrem kleinen Mund mit den vollen Lippen war Lily die Frau gewordene Koketterie.

»Mir gefällt alles an dir«, sagte ich zu ihr. »Am meisten aber die Art, wie du redest.« Sie war witzig und originell, was an der Betonung und der Melodie lag, die so ganz anders waren als im Peruanischen, auch an gewissen Ausdrücken, kleinen Wörtern und Wendungen, die uns Jungen in der Clique im dunkeln tappen ließen, so daß wir raten mußten, was sie bedeuteten und ob sich irgendein Spott in ihnen verbarg. Lily sagte ständig doppeldeutige Dinge, gab Rätsel auf oder erzählte so pikante Witze, daß die Mädchen der Clique puterrot wurden. »Diese kleinen Chileninnen sind *schrecklich*«, befand meine Tante Alberta, voll Sorge, diese beiden Fremden könnten die Moral von Miraflores untergraben.

Es gab noch keine Hochhäuser im Miraflores der beginnenden fünfziger Jahre, es war ein Viertel mit

kleinen, ein- oder höchstens zweigeschossigen Häusern, in deren Gärten nie die Geranien fehlten, dazu Poinsettien, Lorbeer, Bougainvilleen, Rasenflächen und ebenerdige Terrassen, von denen sich Geißblatt oder Efeu hochrankten, mit Schaukelstühlen, in denen die Bewohner, umgeben vom Duft nach Jasmin, plaudernd die Nacht erwarteten. In einigen Parks wuchsen dornige Kapokbäume mit roten und rosa-farbenen Blüten, auf den geraden, sauberen Bürgersteigen standen kleine Magnolien, Jakaranda- und Maulbeerbäume, und die farbige Note lieferten, neben den Gartenblumen, die gelben Wägelchen der D'Onofrio-Eisverkäufer, die einheitliche weiße Kittel und schwarze Mützen trugen, Tag und Nacht umherzogen und ihr Kommen durch eine Hupe ankündigten, die sich mit ihrem langsamen Aufheulen wie ein barbarisches Horn ausnahm, das an Urzeiten denken ließ. Man hörte noch die Vögel singen in diesem Miraflores, wo die Familien die Pinien fällten, wenn die Mädchen ins heiratsfähige Alter kamen, denn wenn sie es nicht taten, dann würden die Armen alte Jungfern werden wie meine Tante Alberta.

Lily sagte mir niemals ja, aber es stimmte, daß wir, von dieser Formalität abgesehen, in allem übrigen wie ein Liebespaar waren. Wir hielten Händchen bei den Nachmittagsvorstellungen im Ricardo Palma, im Leuro, im Montecarlo und im Colina, und wenn man auch nicht behaupten konnte, daß wir im Dun-

kel der Ränge fummelten wie andere, ältere Paare – fummeln war etwas, das von harmlosen Küßchen bis zu tiefen Zungenküssen und unzüchtigen Berührungen reichte, die man am ersten Freitag des Monats dem Pfarrer als Todsünde beichten mußte –, so ließ Lily doch zu, daß ich sie auf die Wangen, auf den Rand der kleinen Ohren, auf die Mundwinkel küßte, und bisweilen vereinte sie eine Sekunde lang ihre Lippen mit den meinen, um sie sofort mit einer melodramatischen Grimasse zu lösen: »Nein, nein, das auf keinen Fall, Dürrer.« »Du bist ein Mondkalb, Dürrer, dich hat's erwischt, Dürrer, du schmilzt ja dahin vor Liebe, Dürrer«, spotteten meine Freunde aus dem Viertel, die mich nie bei meinem Namen – Ricardo Somocurcio –, sondern immer nur bei meinem Spitznamen nannten. Sie übertrieben nicht im geringsten: Ich war total verknallt in Lily.

Um ihretwillen prügelte ich mich in jenem Sommer mit Luquen, einem meiner besten Freunde. Bei einem Treffen zwischen den Mädchen und Jungen der Clique, an der Ecke Colón und Diego Ferré, im Garten der Familie Chacaltana, spielte Luquen sich auf und behauptete plötzlich, die kleinen Chileninnen seien ordinäre Aufsteigerinnen und keine echten Blondinen, sondern gebleichte, und man habe in Miraflores begonnen, sie hinter meinem Rücken »Die Kakerlaken« zu nennen. Ich verpaßte ihm einen Kinnhaken, dem er knapp auswich, und dann gingen wir

bis zur Uferstraße La Reserva, an der Steilküste, um dort unseren Streit mit Fausthieben auszutragen. Eine ganze Woche lang redeten wir kein Wort miteinander, bis die Mädchen und Jungen der Clique uns auf der nächsten Fete miteinander versöhnten.

Lily ging an den Nachmittagen gern in den dicht mit Palmen, Stechapfelbäumen und Glockenmalven bewachsenen Winkel des Parque Salazar, wo wir uns auf die niedrige Mauer aus roten Ziegelsteinen setzten, vor uns die ganze Bucht von Lima, wie ein Schiffskapitän, der von der Kommandobrücke aus das Meer betrachtet. Wenn der Himmel klar war, und ich würde schwören, daß der Himmel in jenem Sommer immer wolkenlos war und die Sonne über Miraflores schien, ohne uns einen einzigen Tag im Stich zu lassen, sah man in der Ferne, an den Grenzen des Ozeans, die rote, flammende Scheibe, die sich mit ihren Strahlen und einem letzten Aufblitzen verabschiedete, während sie in den Wassern des Pazifiks versank. Lilys Gesicht hatte den gleichen konzentrierten, inbrünstigen Ausdruck, mit dem sie bei der Zwölf-Uhr-Messe in der Pfarrkirche am Parque Central die heilige Kommunion empfing, den Blick fest auf die Feuerkugel gerichtet, während sie auf den Augenblick wartete, in dem das Meer den letzten schwachen Strahl verschluckte, um dann den Wunsch zu formulieren, den das Gestirn oder Gott erfüllen würde. Auch ich wünschte mir etwas, obwohl ich nur

halb glaubte, daß es in Erfüllung gehen könnte. Und es war immer das gleiche, natürlich: daß sie endlich ja sagen würde, daß wir ein richtiges Paar wären, daß wir fummeln, uns lieben, uns verloben und heiraten und am Ende reich und glücklich in Paris leben würden.

Soweit ich zurückdenken konnte, träumte ich davon, in Paris zu leben. Schuld daran war wahrscheinlich mein Vater, waren die Bücher von Paul Féval, Jules Verne, Alexandre Dumas und vielen anderen, die er mir zu lesen gab, bevor er bei dem Unfall ums Leben kam, der mich zur Waise machte. Diese Romane füllten meinen Kopf mit Abenteuern und überzeugten mich davon, daß das Leben in Frankreich reicher, heiterer, schöner und überhaupt in allem besser war als irgendwo sonst. Deshalb brachte ich meine Tante Alberta dazu, mich zusätzlich zu meinem Englischunterricht am Peruanisch-Nordamerikanischen Institut an der Alliance Française in der Avenida Wilson einzuschreiben, wohin ich dreimal in der Woche ging, um die Sprache der Französischen zu lernen. Obwohl ich mir gern mit meinen Kumpels von der Clique die Zeit vertrieb, war ich ziemlich fleißig, erhielt gute Noten, und die Sprachen machten mir Spaß.

Wenn das Taschengeld es mir erlaubte, lud ich Lily zum Tee – es war noch nicht Mode geworden, *tomar lonche* zu diesem Ritual zu sagen – in *La Tiendecita*

Blanca ein, das Café mit der schneeweißen Fassade, den kleinen Tischen, den Markisen über dem Bürgersteig und Herrlichkeiten wie aus Tausendundeiner-nacht – Biskuits, Gewürzkuchen mit Milchkonfitüre, Cremegebäck! – am Ende der Avenida Larco, der Avenida Arequipa und der Alameda Ricardo Palma, der Allee, der die Kronen der hohen Gummibäume Schatten spendeten.

Mit Lily in *La Tiendecita Blanca* zu gehen und ein Eis und ein Stück Torte zu essen war ein Glück, das leider fast immer durch die Anwesenheit ihrer Schwester Lucy getrübt wurde, die ich ebenfalls am Hals hatte, wenn wir ausgingen. Sie spielte unverdrossen die Anstandsdame, verdarb mir das Rendezvous und hinderte mich daran, allein mit Lily zu sprechen und ihr all die hübschen Dinge zu sagen, die ich ihr gerne ins Ohr geflüstert hätte. Aber obwohl wir bei unserem Gespräch Lucys wegen gewisse Themen vermeiden mußten, war es unbezahlbar, mit Lily zusammenzusein, zu sehen, wie ihre kleine Mähne mit-schwang, wenn sie den Kopf bewegte, wie der Schalk in ihren Augen von der Farbe dunklen Honigs blitzte, ihre so andere Redeweise zu hören und ab und zu im Ausschnitt ihrer enganliegenden Bluse einen Blick auf den Ansatz der kleinen Brüste zu erhaschen, die sich schon formten, rund und mit zarten Knospen.

»Ich weiß nicht, was ich hier bei euch verloren habe, als Anstandsdame«, entschuldigte Lucy sich zu-

weilen. Ich belog sie: »Wie kommst du denn darauf, wir freuen uns doch über deine Gesellschaft, nicht wahr, Lily?« Lily lachte und gab den für sie so typischen Laut von sich, während ihre Pupillen spöttisch funkelten: »Klar, pfff ...«

Ein Spaziergang über die Avenida Pardo, unter den von Singvögeln besetzten Gummibäumen, zwischen den niedrigen Häusern auf beiden Seiten, in deren Gärten kleine Jungen und Mädchen über den Rasen und die Terrassen tollten, überwacht von Kindermädchen in weißen, gestärkten Uniformen, war ebenfalls ein Ritual in jenem Sommer. Da es aufgrund von Lucys Anwesenheit schwierig war, mit Lily über das zu sprechen, worüber ich gern gesprochen hätte, lenkte ich das Gespräch auf harmlose Themen: auf meine Pläne für die Zukunft zum Beispiel, wenn ich nach meinem Abschluß als Anwalt in diplomatischem Auftrag nach Paris gehen würde – denn in Paris fand das richtige Leben statt, Frankreich war das Land der Kultur – oder mich vielleicht der Politik widmen würde, um diesem armen Peru ein wenig zu helfen, wieder groß und wohlhabend zu werden, weshalb ich die Reise nach Europa etwas verschieben mußte. Und sie, was würden sie gerne machen, wenn sie erwachsen wären? Lucy, die vernünftig war, hatte sehr genaue Ziele: »Als erstes die Schule abschließen. Dann eine gute Anstellung bekommen, vielleicht in einem Plattenladen, das macht bestimmt Spaß.« Und

Lily dachte an ein Reisebüro oder an eine Fluggesellschaft, sah sich als Stewardess, wenn sie ihre Eltern davon überzeugen konnte, auf diese Weise würde sie kostenlos durch die ganze Welt reisen. Oder vielleicht als Filmschauspielerin, aber sie würde sich nie im Bikini filmen lassen. Reisen, reisen, alle Länder kennenlernen, das würde ihr am meisten gefallen. »Na ja, du kennst schon mindestens zwei, Chile und Peru, was willst du mehr«, sagte ich zu ihr. »Vergleich dich mit mir, ich bin nie aus Miraflores rausgekommen.«

Alles, was Lily über Santiago erzählte, war für mich wie ein Vorgeschmack auf das Pariser Paradies. Mit welchem Neid ich ihr zuhörte! Dort gab es im Unterschied zu hier keine Armen und keine Bettler auf den Straßen, die Eltern ließen die Jungen und Mädchen ihre Feten bis zum frühen Morgen feiern, *cheek to cheek* tanzen, und nie sah man, wie hier, die Alten, die Mütter, die Tanten den jungen Leuten beim Tanzen hinterherspionieren und sie zur Ordnung rufen, wenn sie zu weit gingen. In Chile durften die Jungen und Mädchen in Filme für Erwachsene gehen und nach ihrem fünfzehnten Geburtstag rauchen, ohne sich zu verstecken. Dort war das Leben lustiger als in Lima, denn es gab mehr Kinos, Zirkusvorstellungen, Theater, Veranstaltungen und Bälle mit Orchester, und ständig traten Eislauf- und Ballettkompanien und Musikgruppen aus den Vereinigten Staaten

auf, und die Chilenen verdienten mit egal welcher Arbeit das Doppelte oder Dreifache wie die Peruaner.

Wenn es aber so war, warum hatten dann die Eltern der kleinen Chileninnen dieses herrliche Land verlassen und waren nach Peru gekommen? Weil sie nicht reich waren, sondern, wie man mit bloßem Auge erkennen konnte, ziemlich arm. Vor allem lebten sie nicht wie wir, die Mädchen und Jungen aus dem Fröhlichen Viertel, in Einfamilienhäusern mit Hausdienern, Köchinnen, Dienstmädchen und Gärtnern, sondern in einer kleinen Wohnung in einem schmalen, dreistöckigen Gebäude in der Calle La Esperanza, auf der Höhe des Restaurants *Gambrinus*. Und im Unterschied zu späteren Zeiten, als die Mietshäuser in die Höhe zu wachsen begannen und die kleinen Villen verschwanden, wohnten im Miraflores jener Jahre nur arme Schlucker zur Miete, jene mindere menschliche Spezies, zu der – leider, leider – die kleinen Chileninnen zu gehören schienen.

Nie bekam ich ihre Eltern zu Gesicht. Weder ich noch sonst ein Mädchen oder ein Junge der Clique durfte sie je zu Hause besuchen. Nie feierten sie einen Geburtstag oder gaben eine Fete oder luden uns zum Tee ein und zu Spielen, als wäre es eine Schande für sie, wenn wir sehen würden, wie bescheiden sie lebten. Daß sie arm waren und sich für alles schämten, was sie nicht besaßen, weckte mein Mitgefühl,